



smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Nr. 01_März 2023

Verbindlichkeit

_Warum ein entschiedenes Ja befreit und Lebensgewinn bringt

Wer sich in den letzten Wochen und Monaten bei Leitern christlicher Gemeinden und Werke umgehört hat, der hat vielerorts dasselbe gehört: Zwar sind schon lange auch die letzten Corona-Einschränkungen gefallen und reine Online-Gottesdienste gehören der Vergangenheit an – doch es besuchen längst nicht mehr so viele Menschen Gemeinden oder andere christliche Veranstaltungen wie vor der Pandemie. Das spüren wir auch in der SMD. Im Transparent-Redaktionsbeirat haben wir uns über unsere Wahrnehmung, unser eigenes Verhalten und mögliche Ursachen ausgetauscht. Die Frage ist ja nicht nur, wo die Menschen geblieben sind, die sonst über Jahre regelmäßig den Gottesdienst besucht und sich eingebracht haben. Die Frage ist auch, warum sie das nicht mehr tun. Manche werden die vermeintliche Freiheit genießen, sonntags auf dem Sofa zu lümmeln und ganz unverbindlich mal in diesen, mal in jenen Gottesdienst reinzuschwischen. Andere vermissen eigentlich die geistliche Gemeinschaft, tun sich aber schwer, ihren Platz zu finden. Wieder andere erzählen, dass sie, aus Sorge, etwas

_Zum Thema

Bindung schenkt Freiheit. Eine Analyse von Paul-G. Reinhard **_3**

Der Weinstock und die Reben. Eine Bibelarbeit von Gernot Spies **_6**

Als Studi verbindlich leben? Erfahrungen von Salome Lieb **_9**

_Außerdem

Generation Z **_14**

Ahmad trifft Jesus **_16**

Vom Schatz des Älterwerdens **_18**

Neues von der Baustelle **_22**

Spendenbedarf steigt deutlich **_23**

zu verpassen, überall dabei sein wollen und doch nirgendwo so richtig sind. Kann das alles auf lange Sicht durchtragen? Zugegeben, Verbindlichkeit kann unbequem sein. Aber sie ist auch gewinnbringend. Jesus sagt: „Bleibt fest mit mir verbunden, und ich werde ebenso mit euch verbunden bleiben!“ (Joh 15,4 HFA). Er nutzt das Sinnbild des Weinstocks, um auf ein wichtiges geistliches Prinzip hinzuweisen: Das Bleiben in ihm führt zu Frucht. Diese Bindung schenkt echte Freiheit. Und: Jesus spricht im Plural, es geht nur im Miteinander!

Verbindlichkeit ist also das Thema dieser Ausgabe. In diesem Wort, das in der Bibel übrigens gar nicht direkt auftaucht, steckt nämlich so viel Positives. Wir wollen Lust auf diese vermeintlich alte Tugend machen und zeigen, was möglich ist, wenn wir uns an Jesus binden und als Glaubende beieinander bleiben. Bindung schenkt Freiheit. In seinem Grundsatzartikel analysiert Paul-Gerhard Reinhard, warum wir uns trotzdem manchmal so schwer tun mit der Verbindlichkeit. In einer Bibelarbeit betrachtet Gernot Spies das Bildwort vom Weinstock und verknüpft damit persönliche Erfahrungen und Lebenserinnerungen. In den Erfahrungsberichten zeigen drei Frauen ganz unterschiedlichen Alters, was Verbindlichkeit in ihrem Leben bedeutet. Darüber hinaus berichten wir über den Fortschritt beim Bau der neuen Zentralstelle und über vieles andere, was sich aktuell in der SMD tut. Ich wünsche gewinnbringendes Lesen! ■ *Christian Enders, Redaktion*



Bindung schenkt Freiheit

„Wer verbindlich ist, bindet sich. Das kann auch befreien. Warum tun wir uns dennoch so schwer damit? Eine Analyse von Paul-Gerhard Reinhard.“

„**Bindungskraft der Kirchen in Deutschland schwindet weiter.**“ Diese Behauptung aus einem Newsletter der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern ist sicher statistisch gut belegt. Gewiss entspricht sie auch der persönlichen Erfahrung vieler von uns, dass Verbindlichkeit abnimmt, selbst in der Kerngemeinde der Kirchen und in freien christlichen Werken. Oft hört man, dass es an engagierten Mitarbeitern fehlt, dass immer weniger Menschen sich langfristig festlegen wollen und dass das innere Engagement insgesamt schwächelt.

Das Problem bleibt nicht auf die Kirche beschränkt. Wir entdecken es auch in anderen Bereichen unserer Gesellschaft. Ein Beispiel ist die freiwillige Feuerwehr, eine großartige Einrichtung bürgerlicher Solidarität. Seit Jahren fehlt dort der Nachwuchs an jungen, engagierten Freiwilligen. Ein anderes Beispiel las ich kürzlich in der Zeitung: Die Gastronomie klagt, dass Tischreservierungen immer öfter ohne Absage einfach nicht wahrgenommen werden, zum Schaden der Wirtsleute. Die Verbindlichkeit schwindet nicht nur bezüglich aktiver Mitarbeit, sondern auch beim Einhalten von Zusagen. Derlei Beispiele ließen sich noch viele fin-

den. Natürlich gibt es auch Gegenbeispiele von bewundernswertem Einsatz. Dennoch bleibt insgesamt der Eindruck, dass freiwilliges Engagement und Verbindlichkeit im Umgang miteinander in unserer Kultur abnehmen.

Woher wir kommen: Die Moderne

Als Erstes kann man sich fragen: Wie stand es um die Verbindlichkeit in früheren Zeiten? Bibel und Kirchengeschichte überblicken Jahrtausende. Sie zeigen, dass es schon immer einen Wechsel zwischen Perioden hoher Verbindlichkeit und Perioden von Gleichgültigkeit gab. Oft gingen Zeiten geistlicher Nachlässigkeit mit Zeiten von äußerer Sicherheit und Wohlstand einher. Immer wieder brauchte es einen neuen Aufbruch, und meistens waren es einzelne, mutige Menschen, die dabei vorangingen.

Den Umbruch, den wir heute erleben, kann man etwa in der Mitte des 20. Jahrhunderts ansetzen. Ich zeichne ihn grob vereinfachend nach: Wir nennen die Zeit des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts „die Moderne“ und die Zeit danach „die Postmoderne“. Natürlich sind Elemente der Postmoderne schon in früheren Jahrhunderten und Epochen, z. B. in der Romantik, zu finden; und Strukturen aus der Zeit der Aufklärung wirken auch heute noch nach. Aber die Gewichtung ändert sich spürbar. Das erste Mal ist mir die Veränderung Mitte der 1970er Jahre aufgefallen. Es war in einem Gespräch mit einem erfahrenen Jugendleiter des evangelischen Jugendwerks Frankfurt. Er beobachtete, dass die Jugendlichen sich schwerer tun, Entscheidungen zu treffen, sei es für den Glauben oder sei es für eine Ehe. Da hat ein Trend eingesetzt, der sich heute manifestiert.



Die Moderne ist die Zeit der Aufklärung. Sie war geprägt von dem Ideal, dass der Mensch sich mit seiner Vernunft die universell gültigen Gesetze seines Handelns erschließt und ihnen, einmal erkannt, aus innerem Antrieb freiwillig folgt. Treue, Pflicht, Gehorsam, Einsatz für das Gemeinwohl waren die Maximen. Es gab ein offen ausgetragenes Ringen um Wahrheit und ethische Normen, das gerne auch kontrovers sein durfte. Der Optimismus der Aufklärung hat Kräfte freigesetzt und viel vorangebracht in Wissenschaft, Staatswesen und sozialen Absicherungen. Zur selben Zeit sehen wir die Blüte der christlichen Erweckungsbewegungen. Zwar unter anderem Vorzeichen, nämlich Glaubensgehorsam statt Autonomie. Mit der gleichen Lebenspraxis von Entschiedenheit, Pflichtgefühl und Einsatzfreude haben sie in Mission und Diakonie unglaublich viel Segen bewirkt. Ich selbst bin noch von diesem Zeitgeist geprägt und zehre von der Zuwendung, Zuverlässigkeit und Tatkraft meiner geistlichen Vorbilder, die allesamt in der christlichen Moderne beheimatet waren. Soweit die optimistische Sicht. **Nur leider hat die Geschichte gezeigt, dass Treue, Pflichterfüllung, Gehorsam und Gemeinsinn keine eigenständigen Werte sind. Mit falschen Zielen gefüllt, können sie Menschen und Völker zerstören.** Das haben die Katastrophen des 20. Jahrhunderts auf weltweiter Ebene dramatisch gezeigt. Und auf der alltäglichen Ebene konnte ein Leben unter dem Vorzeichen von Pflicht und Gehorsam schädlich streng und uniform werden, auch in christlichen Kreisen.

Wohin wir treiben: Die Postmoderne

Die Postmoderne setzt mit einer Kritik an den negativen Seiten der vernunftdominierten Aufklärung an. **In der Moderne hat man an allzu viele Details des Lebens einen steilen Wahrheitsbegriff angelegt,** der nur eine einzige Lösung zulässt. Zum Beispiel in der Landwirtschaft hat man Lösungen, die für unsere Kultur und unser Klima passen, bedenkenlos fremden Ländern mit anderen Bedingungen übergestülpt im Hochgefühl der technisch-wissenschaftlichen Überlegenheit. Der steile Wahrheitsbegriff wird der Vielfalt des Lebens oft nicht gerecht. Da ist Selbstkritik angebracht. Sie befreit zur aufmerksameren Wahrnehmung der Realität. **Ein anderer Kritikpunkt ist der Umgang mit Autorität.** Unter dem Paradigma der Pflicht haben viele machtbewusste Menschen ihre Autorität missbraucht. Das nimmt die postmoderne Kritik an Autoritäten mit Recht aufs Korn. Auch hier war die Kritik festgefahrener Machtstrukturen erst einmal ein Fortschritt. **Aber die Postmoderne fällt nun auf der anderen Seite vom Pferd, indem sie ihre Kritik verabsolutiert: Es gebe gar keine universell verpflichtende Wahrheit, sondern nur je individuelle Wahrheiten.** Jegliche Autorität sei abzulehnen, denn der Mensch sei von sich aus gut, wenn man ihn nur ließe. Die so angestoßene Entwicklung führt zu dem extremen Individualismus, der heute bis hinein in unsere Gesetzgebung

wirkt. **Freiheitsdrang steht über Verbindlichkeit.** Jegliche Vorgabe wird als Einengung empfunden. Ich kenne Menschen, die ungern Verabredungen machen, weil sie ja nicht wissen, wie sie sich morgen fühlen und ob sie dann noch wirklich zu einem Spaziergang aufgelegt sind. Da ist es verständlich, dass klare Entscheidungen und bindende Zusagen rar werden. Ebenso verständlich ist es aber auch, dass mit dieser Grundhaltung Beziehungen und Gemeinschaft schwierig werden. Für einen Chor müssten ja rein zufällig immer dieselben 50 Menschen jeden Donnerstagabend spontan Lust haben, miteinander singend Bachs Matthäuspassion einzuüben! Ganz so frei sind wir noch nicht. Noch finden sich Chöre zusammen, noch gibt es Fußballvereine, freiwillige Feuerwehr und andere Gemeinschaftsleistungen, aber mit abnehmender Tendenz. Der Einfluss der Postmoderne ist spürbar.

Für den Unterschied zwischen modernem und postmodernem Leben noch ein praktisches Beispiel. Die Äbtissin eines Klosters beschrieb mir in einem Gespräch den Wandel der Zeiten so: Früher hat man sich an den Aufgaben orientiert und die Schwestern dazu eingeteilt. Heute orientiert man sich an den Gaben und passt die Aufgaben entsprechend an. Finden sich für einen Arbeitszweig nicht die passenden Gaben, wird dieser Zweig eben beendet. Das Beispiel zeigt, dass der Zeitgeist nicht vor Klostermauern Halt macht. Als Christen sind wir zugleich Kinder unserer Zeit und von deren Strömungen beeinflusst. Es bleibt die Frage, welches Modell denn nun besser ist. Natürlich arbeitet ein Team effizienter, wenn alle ihren Gaben entsprechend eingesetzt sind. Aber lückenlos geht das selten auf, und es bleiben für das Gedeihen des Ganzen Aufgaben ohne Gaben übrig. Überdies ist schon so mancher an seinen Aufgaben gewachsen und hat Gaben entdeckt, die ihm vorher nicht bewusst waren. Egal, ob gabenorientiert oder aufgabenorientiert: Wenn man einen der beiden Wege zum Prinzip erhebt, reibt man sich an der Realität. Darum kann man nicht so ohne Weiteres sagen, dass das Pflichtbewusstsein früherer Zeiten immer besser war als die selbstbewusste Entfaltung des Ichs heute, oder umgekehrt. Es braucht einen übergeordneten Maßstab, um zu entscheiden, was wann die richtige Wahl ist. Hochgesteckte Prinzipien, ob modern oder postmodern, werden leicht einseitig und sind nicht gefeit vor Missbrauch.

Soweit der Versuch, schwindende Verbindlichkeit durch weltanschauliche Strömungen zu erklären. Auch die Lebensumstände könnten eine Rolle spielen. In der westlichen Kultur leben wir seit Jahrzehnten in stetig wachsendem Wohlstand mit staatlicher, sozialer Absicherung. Verlässliche Beziehungen sind nicht mehr so überlebensnotwendig, wie sie einst waren. Das gibt dem Freiheits-

drang mehr Raum. Überdies wachsen mit dem Wohlstand die Wahlmöglichkeiten, wie man zum Beispiel bei einem Gang durch ein Einkaufszentrum sehen kann. **Zu viele Wahlmöglichkeiten erschweren Entscheidungen.** Man braucht länger, um das vermeintliche Optimum zu ermitteln. Am Ende bleibt doch ein Unbehagen. Denn, was immer man wählt, man ist in Gedanken bei dem, was man nicht gewählt hat, und argwöhnt, man hätte etwas verpasst. Die vielen Möglichkeiten, die unser heutiges Leben bietet, können auch als Dilemma verpasster Chancen erfahren werden. **Die Angst vor der falschen Entscheidung verführt uns, möglichst vieles mit einem beherzten "Jein" offen zu lassen.**

Was uns trägt: Das Ja des Evangeliums

Christlicher Glaube fängt damit an, dass Gott auf uns zukommt. Es ist einmalig, dass Gott, unser Schöpfer und Herr der Geschichte, den Menschen einen Bund anbietet – und zwar zuerst seinem auserwählten Volk Israel, dann allen Menschen durch seinen Sohn Jesus Christus. **Gott bindet sich selbst in seinem Bund. Er ist treu, auch wenn wir untreu sind.**¹ Israel ist ein sichtbares Beispiel von Gottes Treue. Es ist sein Volk, das er trotz mancher Irrungen bis heute erhält. Er schenkt uns sein bedingungsloses JA, ohne eine Trübung von „jein“ oder „vielleicht“ oder „mal sehen“.² Dabei zwingt Gott niemanden. Er wartet darauf, dass wir aus freier Entscheidung dem Bund beitreten.

Hier unterscheidet sich die biblische Botschaft von anderen Religionen, Philosophien und Weltanschauungen: **Am Anfang steht eine lebendige Beziehung.** Und aus der Gottesbeziehung heraus wächst Orientierung für unser Leben. Die angemessene Antwort auf Gottes Bund ist Dankbarkeit und Treue. **Die Gottesbeziehung strahlt aus in unsere menschlichen Beziehungen in Treue, Klarheit, Liebe und Zuwendung.** Der Bund umfasst mehr als Gebote und Ordnungen. Gebote kann man sorgfältig

einhalten wie einen Vertrag, auch ohne innerliche Beteiligung, schlimmstenfalls missmutig. Aber ein Bund, der mich nicht als ganzen Menschen erfüllt, ist tot.

Das entscheidende Kriterium für unser Tun und Denken ist also Lebendigkeit. Gottes Gebote werden zu einem Indikator. Wenn ich daran strauchel, muss ich zuerst fragen: Was ist mit meiner Beziehung zu Gott und den Menschen, dass mir das passieren konnte? Dass ich dann auch umkehre und Versöhnung anstrebe, ist klar. Und es gibt unter dem Kriterium der Lebendigkeit weitere Indikatoren: Treibt mich noch Gottes Liebe? Wie steht es mit meiner Dankbarkeit? Kann ich den Menschen mit Güte und Erbarmen begegnen? Wer sich diesen Kriterien stellt, merkt bald, dass sie weit schwerer zu beachten sind als Gebote.³ Wir erkennen, dass wir aus eigener Kraft den Bund nicht beleben können. Uns bleibt nur, auf Gottes Hilfe zu vertrauen. Das bringt uns näher zu Gott und, bemerkenswerterweise, auch näher zu den Menschen.

Ob die Gottesbeziehung lebendig ist, kann man von außen nicht beurteilen. **Dennoch gibt es spürbare Zeichen einer gesunden Beziehung, biblisch „Früchte“ genannt.** Wie oben erwähnt, ist es nicht anders vorstellbar, als dass ein Mensch, der von der Treue Gottes lebt, selbst treu und verlässlich ist in den Beziehungen, in die Gott ihn gestellt hat – in Ehe und Familie, Kirche, Beruf und Staat. Er sorgt für andere, denkt mit und engagiert sich nach seinen Möglichkeiten. In dieser Art von Treue, Pflichterfüllung und Einsatz für das Gemeinwohl sind Christen ganz „modern“. Müdigkeit und Unverbindlichkeit in einer christlichen Gruppe oder Gemeinde sind Alarmzeichen. Aber rigorose Pflichterfüllung nach der preußischen Maxime „reiß dich zusammen“ würde alles nur schlimmer machen. Es gibt auch eine Müdigkeit, die von Gott kommt⁴, und Hindernisse, die er uns in den Weg stellt⁵, um uns neue Wege zu zeigen. Zuerst gilt es, innezuhalten, zu hören und auch auf unser Gefühl zu achten. Eine Sache wird erst stimmig, wenn sie nicht nur vernünftig ist, sondern sich auch gut anfühlt. Gott führt jeden Menschen, wie es ihm gerecht wird. Darum kann eine Entscheidung bei scheinbar gleicher äußerer Lage für einen jeden Menschen anders ausfallen. Das entspricht der Vielfalt des Lebens. In diesem Aspekt sind Christen „postmodern“. Sie sind gegenüber falschen Absolutheitsansprüchen kritisch und achten neben der Vernunft auch auf ihre Intuition als wichtige Stimme.

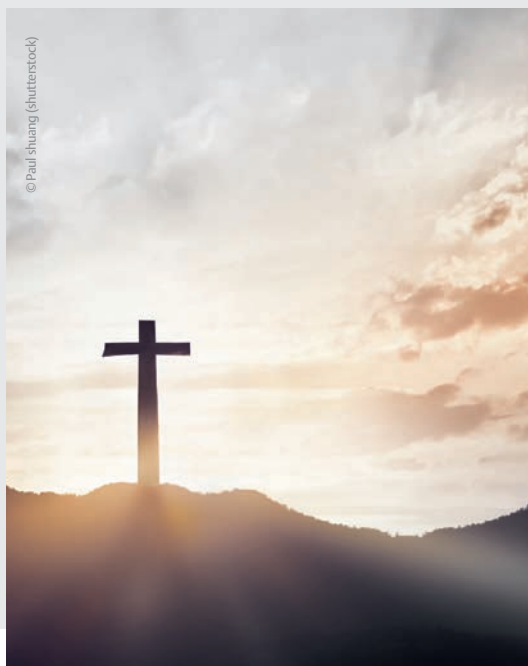
Das Kriterium der Lebendigkeit birgt aber auch die postmoderne Gefahr, dass wir zu sehr auf unsere momentane Intuition bauen. Die Treue Gottes ist von Dauer bis in Ewigkeit. Darum werden auch wir eine stetige Entwicklung anstreben, in der spontane Impulse einen Platz haben. Dazu helfen Strukturen und Regeln. **Ein gutes Beispiel sind die Richtlinien der SMD.** Sie schaffen Klarheit für den, der sie unterschrieben hat, und geben unserem Werk einen inhaltlichen Rahmen, so dass wir uns nicht jeden Tag neu finden müssen. Ein anderes Beispiel sind kirchliche Traditionen. Wir stehen auf dem Fundament der Apostel und können von den Kirchenvätern lernen. Das Kirchenjahr hilft uns, der Heilsgeschichte nachzugehen. Feste Zeiten für Gottesdienst, Gebet, Bibellese und Gemeinschaft mit anderen Christen sind eine unerlässliche, starke Stütze gegen die Schwankungen unserer Laune. Es ist wie im Tischtennis. Da spricht man von Standbein und Spielbein: Gute Gebräuche und Traditionen verschaffen uns einen festen Stand, von dem aus wir beweglich sind, Neues zu gestalten. Haben wir unseren Halt in einer verbindlichen und lebendigen Beziehung zu Jesus gefunden, werden wir frei, Treue und Güte zu leben. Weil wir um unsere ewige Zukunft wissen, brauchen wir keine Angst mehr zu haben, etwas zu verpassen oder zu kurz zu kommen. In dieser Geborgenheit sind wir wahrhaft frei.⁶ ■

Prof. Dr. Dr. h.c. Paul-Gerhard Reinhard, Neunkirchen bei Erlangen, ist Physiker und war von 2012 bis 2018 Vorsitzender der SMD.



¹ 2. Tim. 2,13, ² 2. Kor. 1,29-20, ³ Mt. 5,20, ⁴ 2. Kor. 7,10

⁵ 4. Mos. 22,22-35, ⁶ Joh. 8,36



Ohne Rückschnitt keine Frucht

Der Weinstock als Sinnbild für Verbindlichkeit – Bibelarbeit zu Johannes 15,1–8

Jesus redete gerne in Bildern. Er wählte sie bevorzugt aus dem alltäglichen Leben und der Natur, häufig auch im Rückgriff auf die Bildersprache des Alten Testaments, seiner Bibel. Das gilt auch für das berühmte Bildwort vom Weinstock und den Reben. Seit meiner Schülerkreiszeit begleitet mich dieses Bibelwort. Immer wieder hat es sich mir neu erschlossen. Es ist ein Lebenswort geworden, dessen Facetten zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich aufleuchten und das sich nie ganz ausschöpfen lässt. Ein Jesus-Wort eben – voller Zuspruch, ermutigend, aber auch herausfordernd und in-Frage-stellend. Dieses Wort – ich habe es wohl nie hinter mir, sondern immer noch und immer wieder vor mir.

„¹ Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner. ² Eine jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, nimmt er weg; und eine jede, die Frucht bringt, reinigt er, dass sie mehr Frucht bringe. ³ Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. ⁴ Bleibt in mir und ich in euch. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht an mir bleibt. ⁵ Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. ⁶ Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt die Reben und wirft sie ins Feuer, und sie verbrennen. ⁷ Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. ⁸ Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger“ (Johannes 15,1-8).

Dieses Bildwort beschreibt drei Ebenen: Da ist der Weinstock (der „Stamm“): Jesus selbst. Da sind die Reben, die aus dem Stock erwachsen und an denen die Frucht wächst: Diejenigen, die Jesus nachfolgen. Und schließlich der Weingärtner (der Winzer): Gott, der Vater. Im Miteinander dieser drei geht es um gelingendes Leben. Alles kommt auf Jesus und die Verbindung mit ihm an. Das ist Grundvoraussetzung des Glaubens. Nicht eigene Aktivität steht im Zentrum, sondern sein Tun. Was von ihm kommt, hat Lebenskraft. Was er wachsen lässt, das genügt.

Ich habe mir im Lauf der Jahre eine kleine geistliche „Überlebenshilfe“ angelegt: eine Zusammenstellung von Worten und Liedern, durch die Gott in mein Leben hineingesprochen hat. Dazu gehört neben diesem Bibelwort auch ein Gebetslied, das wir in unseren Studientagen oft gesungen haben: „Bei dir dem Weinstock hilf uns bleiben als die Reben, denn nur am Weinstock kann die Rebe leben, und nur am Weinstock kann sie Früchte bringen. Dein Geist und deine Kraft soll uns durchdringen.“ In den Strophen werden Herausforderungen des Lebens mit dem Bekenntnis verbunden: „Ich möchte bei dir bleiben.“ Bei dir bleiben – in Versuchung, in Zweifel, in Verfolgung, durch die Jahre. „Wollt ihr auch weggehen?“ (Joh 6,67), fragte Jesus seine Jünger einmal in einer Krise, als sich viele seiner Anhänger von ihm abwandten. Es gibt Situationen, wo das zur Option werden kann. Darum ist Jesus hier so deutlich: Bleibt in mir! Bleiben, das ist auch eine Entscheidung, ein Festhalten an dem, der mir so nahegekommen ist, eine Antwort auf die Einladung, die Jesus ausspricht.

Das schöne Bildwort – es ist auch eine Zumutung. Besonders deutlich wird das in der Gestalt des Weingärtners. Seine Aufgabe ist es, den Weinstock zu pflegen, Reben zu beschneiden, totes und unnützes Holz zurückzuschneiden. Denn ohne Rückschnitt schießt der Weinstock ins Kraut und vergeudet seine Kraft. Ohne Opfer keine Frucht.

Ich erinnere mich an meinen Großvater. Er stammte aus einer Winzerfamilie. Im Frühjahr wanderten wir manchmal durch die Weinberge Rheinhessens. Im Winter sehen Weinstöcke sehr kümmerlich aus. Sie werden drastisch zurückgeschnitten, nur wenige Reben bleiben stehen. Der große, üppige Weinberg des Spätsommers lässt sich nur erahnen. Dann konnte mein Großvater auf die Knospe an einer unscheinbaren Rebe zeigen und mit leuchtenden Augen sagen: „Schau mal – da sitzt die Frucht!“ Er sah schon die Trauben, wo ich nur dürres Holz wahrnehmen konnte. Rückschnitte, schwierige Zeiten, dürftige Zustände – doch der Vater, der Weingärtner, hat die Frucht schon im Blick. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.“ (Joh 12,24) Auch hier gilt: Ohne Sterben keine Frucht. So hat Jesus auch sein eigenes Leben gedeutet.

Wenn Jesus von Frucht spricht, redet er nicht von Erfolg. Es geht auch nicht zuerst um meine Gaben, die ich entfalten möchte, sondern um Aufgaben, die er mir zumutet. Frucht, das ist hier sicher so breit gefächert zu verstehen, wie die Botschaft des Neuen Testaments insgesamt: Die „**Frucht des Geistes**“, wie





Verbindlichkeit ist Lebensgewinn

Der Weinstock und die Reben: Ein herausfordernder und heilsamer Stachel steckt in diesem Bild. Es geht um eine heilsame Begrenzung. Wir leben in einer Zeit, die zunehmend grenzenlos ist. Die Möglichkeiten, die uns offenstehen, übersteigen unsere Lebenskräfte und -zeit. Es ist beeindruckend, wie unsere Zeit und Kultur uns ermöglicht, viele Grenzen zu überschreiten. Oft führt das aber auch in die Überforderung. Denn letztlich wird das Leben nicht in der Grenzenlosigkeit gewonnen, sondern in der Bindung, also in gesunder Begrenzung. Verbindlichkeit ist so gesehen nie Lebensverlust, sondern Lebensgewinn. Auf dieses Geheimnis weist Jesus hin.

Wie nimmt das Gestalt an? Von einem indischen Theologen, der aus einer brahmanischen Priesterfamilie zum christlichen Glauben gefunden hatte, wird berichtet, wie er im hohen Alter während einer Europareise gesagt hat: „Immer fragt man mich, wie ich Christ geworden bin. Warum fragt man mich nicht, wieso ich eigentlich Christ geblieben bin“.² Eine gute Frage: Was hält uns dabei? Warum bleiben wir? Was haben wir vom Glauben – was haben wir an Gott entdeckt und sind immer noch dabei, zu entdecken? Das sollten wir uns gegenseitig erzählen. Dann käme sicher manch beeindruckende und glaubensstärkende Geschichte zum Vorschein: Wir würden hören von Menschen und Betern, denen wir viel verdanken; von Bibelworten, die sich eingepägt haben; von Gruppen und Gemeinden, die eine Heimat wurden; vom gemeinsamen Auftrag, der zusammengeschweißt hat. Sicher käme auch das kostbare Gut der Zweierschaft zur Sprache, das in der SMD-Geschichte eine so große Rolle gespielt hat, und vieles mehr. Wie gut tut es, wenn wir uns gegenseitig erzählen, weshalb wir bis heute dageblieben sind und was uns auf dem Weg der Jesusnachfolge geholfen hat.

der Apostel Paulus sie beschreibt: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung“ (Gal 5,22). Bei der **„Frucht der Lippen“**, wie es im Hebräerbrief heißt (13,15), geht es um Worte, die Gott loben und bekennen. Und vor allem: **Frucht als Vermehrung des gleichen Lebens.** Leben, das dem Weinstock entspricht, Menschen, die sich von Jesus finden lassen und beginnen ihm zu folgen. Ein Jüngerkreis, der weiter wächst. Ich stelle mir vor, wie Jesus seine kleine Jüngerschar vor sich sieht und durch sie hindurch schon die vielen schaut, die auf ihr Zeugnis hin an ihn glauben werden (vgl. Joh 17,20). Die Verbindung mit ihm hat Folgen! Wie bei beschnittenen Reben eines Weinstocks wird Frucht wachsen – **an** seinen Jüngern, aber nicht **aus** ihnen. Sie sind **Träger** der Frucht, aber nicht **Erzeuger**. Der Weinstock, das ist **er**.

So einleuchtend und klar – und herausfordernd zugleich. Mittendrin steht eine deutliche Einschränkung: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ (V. 5) Ole Halleby zitiert diesen Vers in seinem Buch „Vom Beten“ und zwar in dem Kapitel, wo er von der Hilflosigkeit als Grundvoraussetzung des Betens spricht. Die Abhängigkeit von Gott könne nicht stark genug betont werden: „Hier sagt er [Jesus] in einem einzigen Satz, woran wir unser ganzes Leben lernen. Und selbst wenn wir an die Pforte des Todes kommen, haben wir dieses noch nicht vollkommen gelernt.“¹

Es gibt Zeitgenossen, die solche Glaubensbindung als Schwäche verstehen. Die grundsätzliche Abhängigkeit von Gott – eine Kränkung des autonomen Menschen. Aber Jesus macht deutlich, dass die Verbindung zu ihm die höchste Form gelingenden Lebens ist, weil wir uns durch ihn bei dem festmachen, der uns gedacht, gewollt und bestimmt hat. Verbindlichkeit ist der Weg zu einem erfüllten Leben. Das Leben mit Jesus ist nicht Krücke, Notbehelf für Schwache, sondern Ankommen bei dem, der unser Leben will und zur Entfaltung bringen möchte. „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und volle Genüge“ (Joh 10,10).

Ein Letztes: Jesus spricht im Plural. Der Sinn des Bleibens erschließt sich nicht nur individuell, sondern vor allem in Gemeinschaft. Wir brauchen einander. Zusammen gestellt und zusammen gesendet sein – das entfaltet eine große Kraft. So meine Erfahrung auch in jahrzehntelangem SMD-Dienst. Der seelsorgerlich ausgerichtete Hebräerbrief hat das mit mahnenden Worten schön auf den Punkt gebracht:

„Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißt hat; und lasst uns aufeinander achthaben und einander anspornen zur Liebe und zu guten Werken und nicht verlassen unsre Versammlung, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen, und das umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht“ (Hebr 10,23-25).

„Lasst uns“ – gemeinsam sind wir unterwegs. Angesichts der Ewigkeit, auf die unser Leben zuläuft, sind wir aufeinander angewiesen und müssen beieinander bleiben. Jesus-Leute brauchen sich gegenseitig in wechselseitiger Unterstützung, Ermahnung und Ermutigung. Bleiben geschieht im Plural. Dann haben Christen etwas zu sagen und beizutragen in unsere Welt. Jesus-Leute mit starker Botschaft.

Und das Ziel? Dass unser Leben blüht und gedeiht, dass die Kirche wächst, dass die SMD bleibt? Ja, es geht um Frucht, um Wachstum, um Leben, das sich vermehrt – aber allein darauf zu schauen, greift zu kurz. Jesus hat einen viel weiteren Horizont und eine größere Berufung im Blick: „Dass mein Vater verherrlicht wird“. Gott, unser himmlischer Vater, soll geehrt werden. Wo das geschieht, kommt unser Leben zur Erfüllung und die Verwurzelung in Jesus zum Ziel. ■

Gernot Spies ist ev. Pfarrer und
Generalsekretär der SMD.



¹Vom Beten, Brockhaus Taschenbuch 1982/18. Auflage, S. 18; ²Gefunden in: Rundbrief der Offensive Junger Christen 1985/3, S. 79)

Verbindlichkeit heißt dranbleiben

„Doris Oehenschläger: Zu gemachten Zusagen stehen und sich engagieren

Verbindlichkeit – für mich ein sperriges Wort. „Sich binden“ steckt darin. Damals mit 17 Jahren auf einer Freizeit habe ich mein Leben verbindlich an Jesus Christus gebunden. Die ständig in mir bohrende Frage „Wozu lebe ich? Was ist der Sinn?“ war danach für mich klar. Dass ich mit Jesus Christus lebe, das ist mein Sinn.

Ein Pastor hatte mir für die Nachfolge „5 Gs“ mitgegeben: Wichtig ist **Gottes Wort, Gebet, Gemeinschaft, Glauben, Geben**. Daran versuche ich mich zu halten. Bis heute lese ich mit wenigen Ausnahmen täglich in der Bibel, mache mir Gedanken zum Text und bete. Verbindlichkeit hat mit Dranbleiben zu tun. Das lerne ich von den biblischen Texten. Jesus Christus hat sich mit seinem Leben und Sterben verbindlich festgelegt, Menschen in die Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater einzuladen. Diese Einladung weiterzureichen ist mir bis heute wichtig. Ebenso das dritte, die Gemeinschaft mit anderen Christen.

Als Studentin schloss ich mich der Frankfurter SMD-Gruppe an, versuchte am täglichen Mittagsgebet teilzunehmen und fuhr auf unzählige Freizeiten. Obwohl manche Verbindung zu Mitstudenten später aus verschiedenen Gründen abbrach, bin ich nach 60 Jahren immer noch mit vier SMD-Frauen



© aflostock (shutterstock)

von damals verbunden sowie mit einigen aus der Schülerarbeit, von denen ich zu Weihnachten eingeladen wurde oder mit ihnen gemeinsam Urlaub machte und mache. Das ist für eine Single wie mich hilfreich. Es ist Segen! In der SMD lernte ich nach dem Buch von Hans Bürki „Zweier-schaft“ kennen und praktizierte sie auch später. Regelmäßig trafen wir uns zu persönlichem Austausch, Bibellesen und Beten.

Im Arbeitskreis für Weltmission (AfW, heute: SMD-Weltweit) gab es eine verbindliche Gemeinschaft. Mit Missionaren aus der SMD, die in Übersee arbeiteten, hielten wir Briefkontakt und unterstützten sie mit unseren Gebeten. Diese Informationen aus der Weltmission erweiterten meinen Horizont enorm! Obwohl ich nicht als Missionarin irgendwo in der Welt arbeiten konnte,

nahm Gott meine Bereitschaft dazu doch ernst und schickte mich vom Schuldienst in die SMD-Schülerarbeit und später in die Leitung der kleinen MBK-Mission. Der Wechsel zum MBK fiel nicht leicht. Doch weil Gott mich gerufen hatte, wollte ich – trotz mancher Schwierigkeiten – zu den verbindlich gegebenen Zusagen stehen und mich engagieren.

Die Christen in Hong Kong und Japan, die mit der MBK-Mission verbunden waren, zeigten mir, wie „Dranbleiben“ aussieht: Sie nahmen oft als einzige Christen in ihrer Familie weite Wege auf sich, um zum Gottesdienst in ihre Gemeinde zu kommen. Auch mit ihren Spenden waren sie verbindlich, denn es gibt keine Kirchensteuer.

Das Lied „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist“ begleitete mich vor einem halben Jahr auf dem Weg ins betreute Wohnen und ich erfuhr erneut: Gott ist verbindlich, treu. Deshalb will auch ich weiter dranbleiben an ihm und seinem Wort. Sorge nicht, ruft Jesus mir zu. Das will ich weiterhin üben. ■

Doris Oehenschläger ist 80 Jahre alt und lebt in Bad Salzuffen. Von 1975–1991 war sie in der SMD-Schülerarbeit tätig, zunächst als Reisesekretärin, später als Leiterin.



„Da gibt es nicht viel zu diskutieren“

„Wenn Verbindlichkeit einfach folgerichtig ist – Erfahrungen von Julia Henrich



Meine Beziehung zu Jesus ist mir schon früh wichtig geworden. Natürlich gibt es Momente, wo meine Beziehung zu ihm tiefer ist und solche, in denen sie es nicht ist. Aber im Prinzip gibt es da nicht viel zu diskutieren. Aus dieser verbindlichen Jesus-Beziehung heraus habe ich immer wieder Entscheidungen getroffen.

Während meines Studiums war für mich schnell klar, mich in der SMD zu engagieren. Ich wurde Richtlinienmitarbeiterin und brachte mich mit meinen Gaben ein. Dabei erfuhr ich, wie segensreich es ist, wenn viele andere sich ebenso einbringen. Als Mitarbeiterteam packten wir alle gemeinsam an

und stemmten so manche Kanutour oder Hochschultage, zu denen wir unsere Kommilitonen einladen konnten. Gott nutzte unsere kleine Kraft und ließ Frucht daraus erwachsen. Später war es für mich folgerichtig, dem Ruf der SMD in den hauptamtlichen Dienst als Reisesekretärin zu folgen.

Wieder einige Jahre später stand für mich (mittlerweile verheiratet) die Frage an: „Wo möchte Gott uns als Familie haben?“ Letztlich war es die Verbindlichkeit zu Jesus – das „Mit-ihm-in-Verbindung-sein“ – die uns half, unsere Entscheidung zu treffen: Wir gingen mit unseren zwei Kindern für achteinhalb Jahre nach Ecuador. Die Verbindlichkeit zu

Jesus stellten wir über die Annehmlichkeiten des Lebens in Deutschland. Wir lebten im Andenhochland, wo mein Mann Martin in Trinkwasserprojekten in verschiedenen Dörfern mit einer Quichua-Organisation arbeitete.

Einige Zeit nach der Geburt unseres jüngsten Sohnes stellte ich mir die Frage: Wie möchte Gott mich hier gebrauchen? Wir kamen mit einigen Studierenden in Kontakt, und schon bald war an der Uni eine christliche Studentengruppe geboren. Die Begeisterung am Anfang war groß, doch als wir den Studis erklärten, dass diese Arbeit von ihnen getan werden sollte und es um ihre Freunde ging, da waren sie doch sehr viel

zögerlicher. Die Studierenden hatten bis zu diesem Zeitpunkt weder in ihren Gemeinden noch in ihrer schulischen Laufbahn erlebt, dass sie als Individuen verbindlich Verantwortung für etwas übernehmen mussten. Sie auf diesem Weg zu begleiten war teilweise herausfordernd. Die Studis hielten sich nicht immer an Absprachen, ich wusste oft nicht, wer wohl zu den Treffen kommen würde – auch Personen, die die Leitung hatten, habe ich oft an ihre Aufgaben erinnert.

In dieser Situation war Verbindlichkeit von unserer Seite gefragt! Ich musste lernen, die „Extrameile“ zu gehen und z. B. häufiger nachzufragen und regelmäßig mit ihnen gemeinsam Treffen vorzubereiten. Unsere

Verbindlichkeit färbte ab. Gerade als wir schon aufgeben wollten, besuchten uns zwei Studis und sagten: Wir machen weiter, wenn ihr uns helft. So durften wir sehen, wie wir uns auf sie und daraufhin auf weitere verlassen konnten. Auch in der Pandemie ließen sich neue Leiterinnen motivieren, in die Leitung einzusteigen und verbindlich Verantwortung zu übernehmen, obwohl die Formen inzwischen so anders waren. Die Gruppe überlebte auch die Pandemie und wächst bis heute. So durften wir erleben, wie Verbindlichkeit einzuüben zu persönlicher Reife und Frucht führte. ■

Julia Henrich (46), verheiratet mit Martin, drei Kinder, lebt und arbeitet seit 2021 wieder in Deutschland.



Als Studi verbindlich leben. Geht das?

„Durch bloßes ‚Vielleicht‘-Sagen verpasse ich am Ende mehr“



„Studium und Verbindlichkeit – das sind doch zwei gänzlich verschiedene Welten!“ Dieser Gedanke schoss mir sofort durch den Kopf, als ich die Anfrage für diesen Artikel bekam. Was könnte ich als Studentin im zweiten Semester schon zu diesem Thema beitragen?

Trotzdem muss ich sagen: Ganz ohne Verbindlichkeit lebe ich definitiv nicht. Tatsächlich habe ich sogar sehr gute Erfahrungen damit gemacht, verbindlich zu sein. Denn Verbindlichkeit befreit, weil ich Dinge abhaken kann. Sie müssen nicht länger meine Gedanken bestimmen. Ich kann mich auf das einstellen, wozu ich mich entschieden habe und mich auf die Gegenwart konzentrieren. Meine Entscheidung, BWL an der Uni zu studieren, habe ich über ein Jahr vor meinem Abitur getroffen. Nach gründlichen Überlegungen war das für mich eine erledigte Sache und damit eine

unfassbare Erleichterung. Zugleich sagte ich mir, dass dieser Weg nicht in Stein gemeißelt sein müsse. Verbindlichkeit soll befreien und nicht einengen. Tatsächlich, nach einem Semester an der Universität hatte ich die Freiheit, an die Hochschule für Technik zu wechseln, wo ich mein Ziel, Betriebswirtschaftslehre zu studieren, weiter verfolge.

„Salome, könntest du dir vorstellen, für die Region Württemberg und Konstanz in den LdH zu gehen?“ So oder so ähnlich klang die Anfrage, die ich Mitte November von unserer Regionalreferentin für den Leitungskreis der Hochschul-SMD bekam. Dazu habe ich mein „Ja“ gegeben. Jetzt erwarten mich zwei Jahre, von denen ich nur in der Theorie weiß, was sie mit sich bringen. Eine Sache durfte ich jedoch jetzt schon lernen: Verbindlichkeit schafft den Freiraum, mit Klarheit zu entscheiden, was

im Moment dran ist und was nicht. Mein Ja macht mich mutig, an anderen Stellen „nein“ zu sagen. Damit verpasse ich sicherlich einiges. Gleichzeitig weiß ich aber, dass ich durch bloßes „Vielleicht“-Sagen wahrscheinlich mehr verpasse.

Eine Sache soll in meinem Leben auf keinen Fall eine Vielleicht-Entscheidung sein oder werden: meine Entscheidung für Jesus. Er hat mich erdacht und erschaffen – schon bevor mein Leben angefangen hat. Sein Ja zu mir steht zuallererst – und mein Ja zu ihm eröffnet mir ein Leben über dieses Leben hinaus, das ich durch nichts ersetzen möchte. Dafür hat Jesus alles bezahlt und ich weiß: Er ist da. Er holt mich ab, wenn es Zeit ist, von dieser Welt zu gehen. Er wird mich nicht im Stich lassen. Darauf ist Verlass. Er hat versprochen, bei mir zu sein. Im Bewusstsein der Verbindung zu ihm und seiner Verbindlichkeit zu mir darf ich mutig Schritte gehen und lernen, selbst treu und verbindlich zu sein.

Trotz meiner Begeisterung für die verbindlichen Dinge in meinem Leben weiß ich auch, dass ein Leben ohne „vielleicht“ nicht möglich ist. Entscheidend ist aber, in den richtigen Momenten verbindlich zu sein. Dazu möchte ich ermutigen. ■

Salome Lieb (20) studiert BWL an der Hochschule für Technik in Stuttgart.

